

1. TEIL: DIE FRAGESTELLUNG

Max Haller und Dimitri Prandner

1.1 Gesellschaftliche Hintergründe und Probleme zum Thema Relevanz von Sprache in der Wissenschaft

Neugier und Erkenntnisgewinn sind seit jeher die Triebfedern von Forschung. Die Welt der Wissenschaft basiert auf der Veröffentlichung von Ergebnissen und Thesen, der kollegialen Kritik an diesen sowie deren Verteidigung. Dies geschieht sowohl mündlich in Form von Vorträgen und Diskussionen auf Konferenzen, Tagungen und Symposien sowie schriftlich in Form von Publikationen als Monographien, als Beiträge in Sammelbänden, als Artikel in Fachzeitschriften und immer häufiger auch als Beiträge auf wissenschaftlichen Onlineplattformen (z. B. als Blogs oder durch spezifische Social-Media-Kanäle). Rezensionen sowie Repliken erlauben auch in schriftlicher Form die Kritik und Kontextualisierung durch FachkollegInnen. Grundlage dafür ist aber, dass alle beteiligten Personen die gleiche Sprache sprechen oder einander sich zumindest gut verstehen. Vergleichsweise unproblematisch ist dies innerhalb eines gemeinsamen Sprachraums. Komplexer wird es, wenn die Grenzen eines Sprachraums überschritten werden (sollen). Aber genau davon – von internationalem Austausch und Vernetzung – leben Forschung und Wissenschaft. Wissenschaftliche Theorien und Einsichten reisen um die Welt (Suzina, 2021, S. 173–174). Daher muss ein Verfahren gefunden werden, um internationale Kommunikation und Diskussion zu ermöglichen.

Ein Schlüssel dazu ist die Verwendung einer einheitlichen Wissenschaftssprache, in der ein adäquates, für alle eindeutiges Vokabular erarbeitet wird, das dem Gegenstand der Forschung gerecht wird (Curry & Lillis, 2004). Dieser Ansatz ist nicht neu. In früheren Epochen waren dies etwa Altgriechisch, Arabisch und Latein (Rösch et al., 2019). Die intensive Diskussion zwischen europäischen Intellektuellen aus allen Ländern zur Zeit der Renaissance, als Latein ihre gemeinsame Sprache darstellte, war mit ein Grund für den revolutionären Durchbruch der Wissenschaft in dieser Zeit (Rossi, 1997). In mehreren Wissenschaftsdisziplinen hat sich die Verwendung einer lateinischen Fachterminologie bis heute erhalten. Vom späten 18. bis in das frühe 20. Jahrhundert erlebten das Französische, aber auch das Deutsche eine Blüte als Wissenschaftssprachen (Beller, 2000; Hall, 2013; Lehmann, 2012; Lynn, 2018). Insbesondere Deutsch konnte sich durch die vielfältigen Forschungsleistungen in den deutschsprachigen Ländern zu dieser Zeit als zentrale Sprache für Wissenschaften etablieren (Butts, 1955; Dorren, 2017). So kamen etwa US-amerikanische Studierende und junge Ärzte zu Sommerkursen an die Universität Wien, um die neuesten Erkenntnisse im Bereich der Medizin kennenzulernen (Haller et al., 2002).

Der Niedergang von Wirtschaft und Gesellschaft in Europa im Zuge von Weltkriegen, Wirtschaftskrisen und Nationalsozialismus, die Emigration führender europäischer WissenschaftlerInnen und (teilweise als Folge davon) der Aufstieg der amerikanischen Wissenschaft trugen dann aber dazu bei, dass sich im Laufe des 20. Jahrhunderts Englisch als dominante weltweite Verkehrssprache durchsetzen konnte (de Swaan, 2001). Dies gilt insbesondere für die Wissenschaften, wo nun ForscherInnen mit unterschiedlichsten Muttersprachen miteinander kommunizieren können (Englander, 2014; Kinzig, 2021). Dazu beigetragen hat auch der generelle Aufstieg von Englisch zur neuen, dominanten Weltsprache – bedingt durch die Ausbreitung von Englisch im Britischen Weltreich und dann durch den Aufstieg der USA zur führenden globalen Wirtschaftsmacht. Es zeigt sich hier, dass die Ausbreitung und Anerkennung verschiedener Sprachen auch eine Frage der wirtschaftlichen, politischen und militärischen Macht bestimmter Staaten ist (Heller & McElhinny, 2017). Wenn man über Deutsch als Wissenschaftssprache spricht, mag zusätzlich eine gewisse Diskreditierung durch den Holocaust zu einer Entwertung dieser Sprache geführt haben (Reckling & Kratky, 2009). Der Erste Weltkrieg beschädigte das Ansehen des Deutschen, der Größenwahnsinn und die Ungeheuerlichkeiten des Dritten Reichs machten seinen Ruf zunichte, schreibt der holländische Sprachwissenschaftler und Journalist Gaston Dorren (2017, S. 54). So stellten sich die vormals eng an den deutschen Sprachraum gebundenen Länder sehr schnell auf Englisch als wissenschaftliche Verkehrssprache um.

Heute lässt wenig darauf schließen, dass die dominante Stellung des Englischen in der Wissenschaft in absehbarer Zeit zurück gehen wird, denn (auch) auf Englisch zu publizieren und vorzutragen hat sich weitestgehend etabliert (Suzina, 2021). Grundsätzlich ist die Prominenz einer global einheitlichen Verkehrssprache für Forschung und Wissenschaft ein eindeutiger Vorteil. WissenschaftlerInnen können nicht nur weltweit miteinander kommunizieren, sondern durch gegenseitige Besuche und gemeinsame Projekte auch gemeinsame Forschung betreiben. Dadurch wird der Austausch neuer Erkenntnisse und Verfahren enorm ausgeweitet und beschleunigt, der Fortschritt der Wissenschaft gefördert.

Die zunehmende Dominanz von Englisch in Forschung und Lehre birgt aber auch Risiken und Konflikte. Durch die Nutzung einer einheitlichen Verkehrssprache droht die Marginalisierung anderer Sprachen, eine sprachliche Vereinfachung des Diskurses und ein Verlust von nationaler kultureller Identität (Haller, 2009; 2010; Hanauer et al., 2019). Nicht zuletzt haben die Nationalstaaten, als maßgebliche Förderer von Forschung, ein Interesse an Veröffentlichungen in ihren jeweiligen Landessprachen. Die Beschränkung auf eine geteilte (Fach-)Sprache bedeutet immer auch kognitive Einschränkungen, größere Belastung von Nicht-MuttersprachlerInnen und vor allem einen Ausschluss von NichtwissenschaftlerInnen (Lehmann, 2012; Yen & Hung, 2018; Englander & Corcoran, 2019). Dies ist besonders deutlich der Fall in Ländern und Regionen wie Indien und Afrika, wo europäische Sprachen im höheren Bildungssystem verwendet werden und

unter den gebildeten Menschen auch weithin in Gebrauch sind, während die Masse der Bevölkerung kaum englisch spricht (Goujon et al., 2017; Lillis & Curry, 2018; Kamadjeu, 2019).

Was allerdings in der Frage nach der zunehmenden Dominanz des Englischen oftmals ausgespart wird und zu einer verengten Debatte über die Rolle von Sprache in der Wissenschaft führt, ist die Verwendung von (mehreren) Sprachen im wissenschaftlichen Alltag und der öffentlichen und gesellschaftlichen Wissenschaftskommunikation. Für den deutschen Sprachraum wird dies angesprochen in den Empfehlungen der deutschen Hochschulrektorenkonferenz von 2011 (HRK, 2011) und in Forderungen des Arbeitskreises Deutsch als Wissenschaftssprache von 2019 (ADAWiS, 2019; vgl. auch Rösch et al., 2019). Dabei ist aber durchaus davon auszugehen, dass die tatsächliche Forschungspraxis vieler WissenschaftlerInnen in Österreich, aber auch in vielen anderen Ländern, von Mehrsprachigkeit geprägt ist. Vor allem die Forschungsthemen und Methoden der Geistes- und Sozialwissenschaften, die sich oftmals nahe an den Lebensrealitäten der Menschen orientieren, erfordern ein Arbeiten im Kontext von Mehrsprachigkeit. Das gleiche gilt für die Vermittlung ihrer Erkenntnisse an die Gesellschaft; auch hier ist die Verwendung der nationalen oder lokalen Sprachen unabdingbar. Mehrsprachigkeit ist aber auch ein Thema in naturwissenschaftlichen Disziplinen und der Medizin, etwa im Rahmen internationaler Forschungsteams und in transdisziplinären Ansätzen. Auch in diesen Wissenschaften ist der Austausch mit nichtwissenschaftlichen Gruppen und eine Übersetzung wissenschaftlicher Termini in die Laiensprache erforderlich (beispielsweise im medizinischen Alltag). Diese Phänomene schlagen sich jedoch kaum in der Publikationspraxis nieder. Entsprechende Formen der Mehrsprachigkeit in der wissenschaftlichen Praxis sind wenig erforscht, was den Anlass für unsere Studie gab.

Ihre Thematik wurde definiert im Anschluss an die Fragestellung der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW), die lautete: „Welche Sprachen können und sollen heute in wissenschaftlichen Diskursen verwendet werden und welche Risiken birgt die aktuelle Tendenz, vorrangig in englischer Sprache zu kommunizieren?“ (Zeilinger & Schmitt, 2021). Aufgrund der weitreichenden und fächerübergreifenden Bedeutung dieser Fragestellung hat die ÖAW (2020) in der aktuellen Leistungsvereinbarung mit dem Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung (BMBWF) den Themenschwerpunkt „Mehrsprachigkeit“ eingerichtet. Neben verstärkten Forschungsaktivitäten in diesem Bereich zählen dazu auch die Etablierung einer „Themenplattform ‚Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft‘“ und die Abhaltung eines öffentlichen „Tags der Mehrsprachigkeit.“

In diesem Kontext stand auch unser Projekt mit dem Titel: *Welche Sprachen sprechen WissenschaftlerInnen in Österreich? Zur Relevanz und Prävalenz von Mehrsprachigkeit in der österreichischen Wissenschaft*. Im Rahmen dieses Projekts wurde das Themenfeld des Sprachgebrauchs in der Wissenschaft untersucht und seine Ergebnisse in diesem Buch dargestellt. Im Mittelpunkt stehen dabei insbesondere folgende Fragestellungen:

- Welche Sprachen werden im wissenschaftlichen Alltag in Österreich heute verwendet?
- Wie beurteilen und nehmen WissenschaftlerInnen in Österreich die Zunahme der Bedeutung des Englischen als Kommunikationssprache in der Wissenschaft wahr?
- Welche Vor- und Nachteile sehen sie in der Dominanz des Englischen?
- Wie wird die Etablierung von Englisch als universale Wissenschaftssprache beurteilt?
- In welchem Umfang wird heute insbesondere die englische Sprache in Publikationen und Lehre sowie in Vorträgen und Arbeitsgruppen verwendet?
- Wie beurteilen in Österreich tätige WissenschaftlerInnen die Bedeutung von Mehrsprachigkeit für wissenschaftlichen Erfolg und Karriere?
- Was können Universitäten und Wissenschaftspolitik tun, um die Kenntnis des Englischen zu fördern, aber auch dessen Einsatz kontrollieren, sodass der Gebrauch von Deutsch seine Bedeutung nicht verliert?
- Was sind die Motivationen dafür, Wissenschaft als Beruf zu betreiben? Welche Faktoren haben die wissenschaftliche Karriere gefördert? Wie zufrieden ist man mit dem Beruf Wissenschaft? Wie schätzt man seine berufliche Zukunft in der Wissenschaft ein?

Zur Kontextualisierung dieser Fragen wird im folgenden Abschnitt diskutiert, welche strukturellen Rahmenbedingungen aktuell Mehrsprachigkeit in der Forschung mitbestimmen (Abschnitt 1.2). Sodann wird ein Überblick gegeben über die offene Debatte hinsichtlich der Konsequenzen einer einheitlichen Wissenschaftssprache für die gesellschaftliche Wahrnehmung von Wissenschaft, Lehrbetrieb und Forschungskarrieren (Abschnitt 1.3).

Im zweiten Teil dieses Bandes werden die beiden zentralen empirischen Studien präsentiert, die im Rahmen des Projekts durchgeführt wurden. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem Vergleich zwischen den verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen, die über sehr unterschiedliche Traditionen und Rahmenbedingungen verfügen. Dabei werden auch die Muttersprachen der österreichischen WissenschaftlerInnen, ihre weiterführenden Sprachkenntnisse sowie ihr Zusammenhang mit den erreichten Karrierestufen in den Fokus genommen. Auf diese Weise leistet das Projekt einen zentralen Beitrag zum ÖAW-Themenschwerpunkt Mehrsprachigkeit und bietet sowohl aktuelle wie tiefergehende Einblicke in den (internationalen) Arbeitsalltag von Wissenschaft und Forschung in Österreich.

Der dritte Teil enthält weiterführende und tiefergehende Diskussionen aus den Perspektiven der Kommunikations- und Sprachwissenschaften zum Thema Wissenschaftssprachen. Diese wurden im Rahmen eines Symposiums zuerst mündlich dargestellt und diskutiert und nach entsprechender Überarbeitung in diesen Band aufgenommen. Dabei ergeben sich sowohl aus Sicht der Sprachwissenschaften wie jener der Kommunikations-

wissenschaften vielfach überraschende zusätzliche Einsichten in die Stärken verschiedener Sprachen für die Wissenschaft bzw. die Problematik der Verengung des wissenschaftlichen Denkens auf nur eine Sprache. Es wird auch aufgezeigt, dass der Sprachgebrauch in der wissenschaftlichen Forschung und an Universitäten in hohem Ausmaße auch als ein Prozess politischer Aushandlungen und Entscheidungen anzusehen ist.

Der letzte, vierte Teil des vorliegenden Buchs fasst die wichtigsten Erkenntnisse aus den Umfragen in Österreich und aus den Beiträgen der Sprach- und KommunikationswissenschaftlerInnen zusammen und formuliert eine Reihe konkreter, wissenschafts-politischer Empfehlungen.

1.2 Sprachen und Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft: Aktuelle Ausgangssituation und Positionen

Wie bereits skizziert, ist die Diskussion über die Rolle der Sprache in der Wissenschaft und die dominante Rolle des Englischen nicht neu. Sprache ist das wichtigste Instrument, um soziale Beziehungen zwischen Menschen herzustellen (Fiehler, 1990; Nikolova, 2009; Haller, 2009, 2010, 2016). Aus philosophischer Perspektive lebt der Mensch in einem „symbolischen Universum“, das vor allem durch Sprache definiert wird (Cassirer, 1990). Sprache ist gleichermaßen in der Lage, Menschen zusammenzubringen und zu vereinen, oder aber Personen, mangels erforderlicher Kenntnisse, auszuschließen (Mocikat et al., 2009; Lehmann, 2012).

Das erklärte Ziel der Wissenschaft ist Ersteres, also FachkollegInnen zusammenzubringen, Austausch zu ermöglichen und gemeinsam den Wissensstand und damit auch die Gesellschaft weiterzuentwickeln. Offene Kommunikation, die Bereitschaft, Befunde anderen ForscherInnen mitzuteilen, ist eines der normativen Grundelemente der Wissenschaft (Merton, 1973; Mocikat et al., 2009). Die Gründung und der Ausbau von internationalen Zeitschriften und Fachgesellschaften, die zunehmende Bedeutung von internationalen Tagungen und das hohe Maß an Mobilität unter WissenschaftlerInnen bezeugen die Bedeutung dieses normativen Postulats.

Betrachtet man Europa bzw. die Europäische Union, zeigt sich dies auch auf politischer Ebene. So wird seit Längerem die Etablierung einer Reihe einschlägiger Initiativen diskutiert: eines Europäischen Forschungsraums (European Research Area ERA; Europäischer Rat, 2021), eines Europäischen Hochschulraums (Europäische Kommission, 2020), eines Europäischen Bildungsraums (European Educational Area EEA; European Commission, 2022b), eines European Research Council (ERC, 2022); mit der Realisierung gemeinsamer Europäischer Forschungsrahmenprogramme (European Commission, 2022a) wurde bereits begonnen. Diese Internationalisierung wird vonseiten der Europäischen Kommission (2022a) als Schlüssel „zum Aufbau eines nachhaltigen, wettbewerbsfähigen und widerstandsfähigen Europas“ gesehen, wie es in ihrem aktuellen Leistungsbericht zu Forschung und Innovation heißt (Europäische Kommission, 2022a). Dabei werden

Sprach- und Fremdsprachenkenntnissen als zentraler Aspekt gesehen und die Relevanz einer gemeinsamen Kommunikationssprache betont. So ist es nicht verwunderlich, dass Förderanträge für Forschungsmittel der Europäischen Union – unabhängig, ob es um Einzelförderungen für Forschende oder multi-nationale Konsortiums-Anträge geht – auf Englisch zu verfassen und mögliche Projekte in englischer Arbeitssprache zu bearbeiten sind (Europäische Kommission, 2022b).

Als Mitgliedsstaat der Europäischen Union ist Österreich mit seinen Hochschulen und (außeruniversitären) Forschungseinrichtungen ein integraler Teil und Mitbetreiber dieser Entwicklung (BMBWF, 2022a). Es bestehen zahlreiche internationale Kooperationsstrategien und Kooperationen im Bereich Forschung und Entwicklung (BMBWF, 2022b). Der österreichische Forschungsförderungsfonds (FWF) akzeptiert inzwischen Anträge nur mehr auf Englisch.

Diese Entwicklung bringt aber auch Komplikationen mit sich. Forschungsprojekte, die durch nationale FördergeberInnen ermöglicht oder durch Eigenmittel von Instituten und Universitäten realisiert werden, erhalten üblicherweise, insbesondere im Fall von staatlichen Forschungseinrichtungen, ebenfalls ihre Finanzierung von öffentlichen Stellen. Daraus ergibt sich ein klarer Anspruch, Forschungsergebnisse auch nutzbringend in die Gesellschaft, in Wirtschaft, Verwaltung und Politik, zu transferieren (Tolkiehn, 2020). Ralph Mocikat et al. (2009) sprechen in diesem Kontext von einer „Bringschuld“ der WissenschaftlerInnen gegenüber der Öffentlichkeit und den SteuerzahlerInnen. Sie befürchten weitreichenden (Reputations-)Schaden für die Wissenschaft, wenn Forschungsergebnisse nur noch auf Englisch, aber nicht mehr in der jeweiligen Landessprache veröffentlicht werden. Den Grund dafür sehen sie einerseits in einer Abkopplung vom nationalen Diskurs, andererseits in einer schwindenden Akzeptanz von Wissenschaft in der Bevölkerung. Dies ist ein Argument, das gerade in Österreich hohe Relevanz besitzt, denn die Wissenschaft hat hierzulande vergleichsweise ein nicht sehr positives Image, wie die Eurobarometer-Spezialumfrage zur Wahrnehmung von Wissenschaft 2014 und das ÖAW-Wissenschaftsbarometer 2022 zeigten (Faßmann, 2023; Faßmann & Knob, 2023).¹

Dahinterliegende Dynamiken und Überlegungen haben auf mehreren Ebenen Bedeutung: Denn wissenschaftliche Kooperation, aber auch kompetitiver Wettstreit, machen nicht an den Grenzen eines Landes, Europas oder der Europäischen Union Halt. So richten sich (europäische) Förderprogramme nicht nur an WissenschaftlerInnen und Institutionen aus dem Binnenmarkt, sondern an BewerberInnen weltweit. Zugleich sind Forschung und Wissenschaft generell grenzenlos und setzen auf globale Strategien und weltweiten Austausch. Neben den etablierten Forschungsnationen in Europa und Nordamerika bringen sich heute insbesondere asiatische Länder, allen voran die Volks-

¹ Eine eigene Umfrage von APA-Science unter 1015 Befragten im Jahre 2016 ergab allerdings ein positiveres Bild (vgl. APA, 2022).

republik China, aber auch aufstrebende Staaten in Südamerika und Afrika verstärkt in den internationalen Wissenschaftsbetrieb ein (OECD, 2021a; Nature Index, 2018).

Damit dieser Austausch und die gemeinsame Arbeit gelingen können, ist es unabdingbar, wie bereits ausgeführt, dass alle Beteiligten die wechselseitigen Forschungen wahrnehmen und rezipieren, d. h. in ihre Arbeit integrieren. Dabei ist Englisch die etablierte gemeinsame Kommunikationssprache der Wissenschaft. Entsprechend setzt wissenschaftliches Arbeiten bei allen Beteiligten, deren Muttersprache nicht Englisch ist, das Vorhandensein bzw. die Bereitschaft zum Erwerb einer adäquaten Sprachkompetenz in Englisch voraus, da Forschungsergebnisse und Berichte entsprechend auf Englisch erstellt und veröffentlicht werden. Wenn es um andere Sprachen geht, obliegt es den Beteiligten selbst, ob sie Ergebnisse vorher, zeitgleich oder im Anschluss an eine englische Publikation auch in ihren eigenen Muttersprachen bzw. Landessprachen oder auch in anderen Sprachen veröffentlichen. Trotz der von Ralph Mocikat et al. (2009) angesprochenen „Bringschuld“ Forschender ist dies nicht nur eine Frage des Willens, sondern auch der gegebenen Ressourcen. Sowohl zeitliche als auch personelle und finanzielle Ressourcen sind in aller Regel knapp (Flick, 2007). Nur selten stehen entsprechende Mittel, etwa für Übersetzungen, zur Verfügung (für eine globale Perspektive siehe Hanauer et al., 2019; Hanauer & Englander, 2011).

Vor diesem Hintergrund wird Englisch von weiten Teilen der Forschenden, die Englisch nicht als Muttersprache sprechen, als eine *lingua franca* gesehen und entsprechend genutzt (Suzina, 2021; Hanauer et al., 2019; HRK, 2011). Für sie stellt Englisch eine geteilte Verkehrssprache dar, die zwar den notwendigen Austausch von Information erlaubt, den wissenschaftlichen Diskurs vereinfacht, kulturell aber auch „sterilisiert“ und entwurzelt (Suzina, 2021; HRK, 2011).

Aus diesen Gründen wird eine mögliche vollständige Ablösung nationaler Wissenschaftssprachen durch eine englische *lingua franca*, insbesondere in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften, kritisch betrachtet und als potenzieller Rückschritt in der Qualität von Forschung und akademischer Lehre gesehen (Mocikat et al., 2009; Romero-Olivares, 2019; Suzina, 2021). Dem gegenüber stehen Berichte von mehrsprachigen internationalen Zeitschriften, dass der notwendige Ressourceneinsatz für die adäquate Betreuung von mehrsprachigen Publikationsmöglichkeiten überproportional hoch ist. Zugleich liegen die Raten des Aufrufs von englischsprachigen Materialien weit über jenen, die in anderen, ebenfalls weit verbreiteten Sprachen – z. B. Französisch, Spanisch, Deutsch – verfasst werden (Kamadjeu, 2019; Haller, 2019). Publikationen in weniger verbreiteten Sprachen werden in diesen Kontexten praktisch nicht oder nur höchst selten zitiert.

Die Konsequenz dieser Probleme ist, dass der Status von Englisch als Kommunikationssprache der Wissenschaft kaum von jemandem infrage gestellt wird, aber die Rolle von Englisch als *lingua franca* in der Wissenschaft dennoch Gegenstand eines umfangreichen wissenschaftlichen Diskurses bleibt (HRK, 2011; ADAWiS, 2019; Hanauer et al.,

2019; Suzina, 2021). In vielen Fällen ist diese Debatte in weiterführende Abhandlungen über die Bedeutung von Sprache für Wissenschaft im Allgemeinen eingebunden (siehe auch Empfehlungen der HRK, 2011); sie wird auch durchaus normativ geführt.

Diese Debatten lassen sich auf unterschiedliche Dimensionen herunterbrechen. Betrachtet man die strukturelle Ebene, zeigt sich, dass der Einsatz von Englisch als internationale wissenschaftliche *lingua franca* zwar zu einer intensiveren Internationalisierung beigetragen hat (Kamadjeu, 2019; Navarro et al., 2022), aber nicht zu einer Chancengleichheit bei der Teilnahme am internationalen wissenschaftlichen Diskurs führte (Hanauer et al., 2019; Romero-Olivares, 2019; Navarro et al., 2022). Einerseits lassen sich eine gewisse Überheblichkeit und ein nationaler „Chauvinismus“ der englischsprachigen, insbesondere US-amerikanischen WissenschaftlerInnen feststellen. Für die Soziologie wurde etwa gezeigt, dass amerikanische SoziologInnen europäische Arbeiten und AutorInnen praktisch negieren; dies betrifft nicht nur Publikationen in Deutsch, Französisch usw., sondern selbst englischsprachige Artikel in europäischen Zeitschriften (Haller, 2016; 2019). Andererseits fanden Kommunikationswissenschaftler in einer Studie zu Lateinamerika, dass auch in nicht-englischsprachigen Fachzeitschriften überproportional Werke von Forschenden rezipiert werden, die selbst Englisch als Muttersprache haben und in Englisch publizieren (Ganter & Ortega, 2019). Diese Feststellung dürfte nicht nur für Publikationen gelten. Wenn etwa in Bezug auf Nobelpreise die US-amerikanische Wissenschaft heute weltweit führend ist, hat dies auch damit zu tun, dass unter den Mitgliedern der entsprechenden Komitees AmerikanerInnen überproportional stark vertreten sind und die amerikanischen WissenschaftlerInnen sich selbst gegenseitig stark dabei unterstützen, Preise zu gewinnen (Haller et al., 2002).

Aus der Perspektive des wissenschaftlichen Arbeitens zeigen sich ebenso starke Differenzen. Mehrere rezente Veröffentlichungen legen nahe, dass sich Forschende, die nicht aus englischsprachigen Ländern stammen, im Wissenschaftsbetrieb oftmals mit spezifischen Herausforderungen konfrontiert sehen, die Native-Speaker nicht überwinden müssen. So wird von der Benachteiligung im Peer-Review-Prozess (Romero-Olivares, 2019), der größeren Belastung im Schreibprozess wissenschaftlicher Arbeiten in Englisch (Hanauer et al., 2019), aber auch vom systematischen Ausschluss ganzer Wissenschaftstraditionen und -kulturen (Suzina, 2021), die nicht auf Englisch vorliegen, berichtet.

Relevant dabei ist, dass diese Ergebnisse nicht nur bestimmte VertreterInnen bestimmter Sprachen betreffen. Die Beiträge von einzelnen Forschungsberichten (Romero-Olivares, 2019) sind sehr vielfältig; sie betreffen komparativ ausgewertete Fallstudien zu Ländern wie Taiwan oder Mexiko (Hanauer et al., 2019), Strukturdatenanalysen von Forschenden aus Lateinamerika (Suzina, 2021; Pabon Escobar & da Costa, 2006) oder Dokumentenanalysen zu Publikationen aus dem Nahen Osten (Cavacini, 2016). Es zeigen sich jedoch konsistent Tendenzen zu einem wahrnehmbaren Ausschluss aus der wissenschaftlichen Debatte, zu geringerer Rezeption und höherer Belastung für die Forschenden als Folge der Dominanz des Englischen. Gleichzeitig wird konsistent von

den hohen Kosten einer zunehmenden Distanz von wissenschaftlicher Arbeit zu den jeweiligen Ursprungsgesellschaften und einem implizit oder explizit wahrgenommenen Internationalisierungszwang berichtet, der als Zwang verstanden wird, Englisch zu verwenden. Die Sinnhaftigkeit der Nutzung anderer weit verbreiteter Sprachen – Spanisch, Französisch, Portugiesisch, Deutsch – wird in der Literatur als solche nur bedingt diskutiert. Sollte es zu einer Nennung kommen, wird diese aus der Perspektive der *post-colonial studies* oft kritisch gesehen. Die Verwendung dieser Sprachen hat jedoch den Vorteil, dass Publikationen und Vorträge ein sehr großes Auditorium erreichen können. Dennoch bringt sie auch Fragen über die wissenschaftliche Rezeption mit sich. So gibt es eine umfangreiche Sprachgemeinschaft, die durchaus nicht-englischsprachige Publikationen – z. B. in Deutsch oder Spanisch – rezipieren oder zitieren und sich so austauschen könnte. Aber selbst Publikationen in diesen großen Sprachen werden in den jeweiligen Sprachräumen selbst weniger intensiv rezipiert als englischsprachige Publikationen (Suzina, 2021, Haller, 2016; Haller, 2019).

Hierbei ist anzumerken, dass strukturelle und arbeitstechnische Probleme als Folge einer nicht immer transparenten Trennung des Lingua-franca-Englisch – also der geteilten Verkehrssprache – und dem Englischen von Native-Speakern entstehen können. Englisch als alltägliche Umgangssprache ist nicht gleich Englisch in der wissenschaftlichen Nutzung. Dies unterstreichen auch Olga Rösch et al. (2019); sie argumentieren, dass es eine einzige globale Wissenschaftssprache gar nicht geben kann. Entsprechend ist festzuhalten, dass Mehrsprachigkeit auch in der Wissenschaft weiterhin als ein sehr wichtiges *asset* anzusehen ist. Ein kurzer Blick auf Wissenschaftstheorie und -geschichte zeigt, dass gerade die Vielfalt sprachlich reflektierten Denkens sowie entsprechend differenzierte Weltansichten in den vergangenen Jahrhunderten Erkenntnispotenziale freigesetzt haben, die sich in einer Einheitssprache (damals Latein, heute Englisch?) so nicht hätten entwickeln können. Wenn man etwa an die Philosophie denkt, ist die Bedeutung unterschiedlicher Begriffe und Ausdruckweisen in verschiedenen Kulturen evident. Auch innerhalb der EU (Europäische Union, 2007) wird der Mehrsprachigkeit hohe Bedeutung zugemessen; so sind aktuell alle 24 Amtssprachen gleichrangig (Földes, 2013). Dieses Grundrecht ist seit 2012 (EUR-LEX, 2012) auch in den Artikeln 22 und 41 (4) der Charta der Grundrechte der Europäischen Union geschützt. Die Mehrsprachigkeit ist auch im Bereich der Wissenschaft essenziell. So kann man mit Svetlina Nikolova (2009) zwei Postulate aufstellen: Einerseits sollten Forschungsergebnisse (zumindest in Kurzfassungen) in allen Amtssprachen der Mitgliedsstaaten der Europäischen Union veröffentlicht werden, auch wenn dies kostenintensive Übersetzungen erfordert (Lehmann, 2012). Andererseits sollten sie zugleich in der jeweiligen *lingua franca* publiziert werden, wobei diese nicht zwangsläufig Englisch sein müsse. Betrachtet man den deutschsprachigen Raum im Speziellen, entspricht diese Perspektive weitestgehend den Ansichten, die im Rahmen der 11. Mitgliederversammlung der deutschen Hochschulrektorenkonferenz am 22.11.2011 erarbeitet wurden (HRK, 2011). Sie finden sich auch in den Forderungen des Arbeitskreises

Deutsch als Wissenschaftssprache wieder (ADAWIS, 2019). In diesen wird gefordert, die Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft und Deutsch als Wissenschaftssprache zu erhalten. Dafür sei es notwendig, dass Hochschulen, Forschende und Studierende entsprechende Möglichkeiten erhalten, wissenschaftliche Arbeiten in Deutsch und einer international anerkannten weiteren Forschungssprache umzusetzen. Dabei wird auch die Politik in die Verantwortung genommen, um entsprechende Ressourcen bereitzustellen, die es ermöglichen, diese Ziele an den Hochschulen mit entsprechendem Personal, Lehrangebot und entsprechenden Dienstleistungen (z. B. Übersetzungen, Korrekturlesedienste, Dolmetscher) umsetzen zu können (HRK, 2011, S. 3–4).

Diese Sichtweise wird weitestgehend auch von Klaus-Dieter Lehmann (2012), dem früheren Präsidenten des Goethe-Instituts, vertreten. Er fächert sie in fünf Teilargumente auf und betont die Relevanz einer geteilten Wissenschaftssprache für wissenschaftliche Erkenntnis, aber ebenso die Relevanz von Mehrsprachigkeit (ähnlich Nikolova, 2009; Haller, 2016; Kinzig, 2021). Die erste spezifische These von Lehmann lautet, eine Qualifizierung von Studierenden und Forschenden in Englisch stelle sicher, dass sich ForscherInnen aus allen Weltregionen schnell und mit einheitlicher Terminologie austauschen können; dies beschleunige den Fortschritt der Forschung. Dennoch sei es nicht ausreichend, allein in Englisch zu forschen, zu lernen und zu lehren. Sein zweites Teilargument lautet, dass Wissenschaft Verantwortung in Bezug auf die Ursprungsgesellschaft der Forschung trägt, die nur wahrgenommen werden kann, wenn Ergebnisse in der nationalen Sprache vorliegen (Lehmann, 2012). Dies macht es möglich, dass Befunde wissenschaftlicher Forschung auch in nationalen Medien (Zeitungen, Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen; heute aber auch in sozialen online Netzwerken) der allgemeinen Öffentlichkeit bekannt gemacht werden und es im besten Fall sogar ermöglicht, interessierte Laien in die Forschung einzubinden (Stichwort: *citizen science*; Finke, 2014).

Zusätzlich nutzen wissenschaftliche Theorien und Analysen häufig Wörter, Bilder und Metaphern, die der Alltagssprache entstammen. Daher besagt das dritte Teilargument, dass die Wissenschaft ohne gute Kenntnis der eigenen Muttersprache, aber auch vielfältige Fremdsprachenkompetenz – also Mehrsprachigkeit – nicht auskommt.

Für Kultur- und SozialwissenschaftlerInnen ist die Kenntnis der jeweiligen Landessprache darüber hinaus essenziell, um nationale bzw. lokale Kulturen erforschen zu können (Lehmann, 2012; Haller, 2016). So wurde etwa von sprachlich versierten EthnologInnen nachgewiesen, dass vermeintliche Befunde anderer ForscherInnen über kleine lokale Kulturen nicht stimmen konnten, weil sie in der Sprache dieser Gemeinschaften keine Entsprechung hatten bzw. auf andere Muster hinwiesen (Lehmann, 2012; Flessner, 2015; Rösch et al., 2019). Kurz ausgedrückt, sagt das vierte Teilargument, dass Forschung und Lehre in der Landessprache eine Verarmung der nationalen (Wissenschafts-) Kultur verhindert (Flessner, 2015; Rösch et al., 2019).

Dies hat auch Konsequenzen für die internationale Mobilität im Wissenschaftsbetrieb. Das fünfte Teilargument von Lehmann lautet, es sei wichtig, dass Gastforschende

und -studierende, unabhängig von ihrer Fachdisziplin, Kompetenzen in den jeweiligen Landessprachen aufbauen, um eine emotionale Beziehung zum Gastland herzustellen, Freunde zu gewinnen, die Kultur kennenlernen und genießen zu können (Lehmann, 2012). Wissenschaft ist ein Beruf, der seine Attraktivität nicht zuletzt aus der Möglichkeit gewinnt, dass man durch Reisen zu Tagungen und durch ausländische Forschungsaufenthalte Menschen und Kulturen vieler anderer Weltregionen kennenlernen kann.

1.3 Sprache als Spannungsfeld in der Wissenschaft

Neben den in den Abschnitten 1.1 und 1.2 diskutierten Aspekten gibt es noch weitere Themenfelder, die im Kontext von Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft Beachtung finden müssen. Dabei spielen nicht nur inhaltlich-wissenschaftliche Gründe eine Rolle, auch die Verbindung zwischen Forschung und Gesellschaft und berufliche und karrierebezogene Überlegungen sind von Relevanz. Insbesondere aus der Perspektive der Naturwissenschaften stellt sich die Frage, wie lange es neben Englisch überhaupt noch weitere Wissenschaftssprachen – wie z. B. Deutsch – geben wird, und welche Konsequenzen diese Entwicklung für die Verbindung zwischen Forschung, Lehre und Gesellschaft haben wird (Voslamber, 2011). Betroffen davon sind aber auch die Literatur- und Sozialwissenschaften, in denen z. B. deutsche Fachbegriffe selbst in deutschsprachigen Publikationen immer häufiger durch englische ersetzt werden.

Betrachtet man in einem ersten Schritt die Verbindungslinie zwischen Wissenschaft und Gesellschaft, muss man sehen, dass selbst dann, wenn WissenschaftlerInnen in einem nichtenglischen Umfeld sich untereinander auf Englisch austauschen, die Mitglieder der jeweiligen Gesellschaft dies in der Regel nicht tun. Um neue Erkenntnisse in den allgemeinen Diskurs zu überführen, bedarf es mehr als nur rein wissenschaftlicher Publikationen und vielleicht noch kurzer Medienauftritte von WissenschaftlerInnen und Presseaussendungen von Universitäten. Auch ausdrücklich populärwissenschaftlich ausgerichtete Publikationen sind wichtig. Sie haben sich in den vergangenen Jahren, ausgehend vor allem von den USA, zu wichtigen Vehikeln des Wissenstransfers entwickelt und sie stellen auch eine zunehmend bedeutsame Einnahmequelle dar. Zudem können erfolgreiche populärwissenschaftliche Bücher und Artikel auch wissenschaftliche Karrieren fördern oder gar initialisieren. Damit solche Publikationen erfolgreich sein und von vielen wahrgenommen werden können, müssen sie jedoch in den jeweiligen Landessprachen vorliegen oder aber gut übersetzt werden. Entsprechend ist eine vielsprachige Wissenschaftskommunikation aus dieser Perspektive notwendig (Campenhausen, 2020).

Neben der bereits erwähnten „Störung der Verbindung zwischen Wissenschaft und Gesellschaft“ bei einer rein englischsprachigen Forschungskultur befürchten manche auch einen „Niveauverlust der Lehre an den Universitäten“ (Hall, 2013). So bieten immer mehr Universitäten Studiengänge in englischer Sprache an, um auch internationale Studierende und Forschende für sich zu gewinnen und den internationalen Austausch

zu stärken (Galloway et al., 2020; De Witte & Soncin, 2021). Aber die damit oftmals verbundene Umstellung von Studiengängen auf das Englische beschäftigt inzwischen sogar Gerichte in den Mitgliedsstaaten der EU. Laut Axel Flessner (2015) gibt es aus juristischer Perspektive einen Rechtsanspruch auf Verwendung der Landessprache an der Universität und dementsprechend auch in der Lehre. Es geht dabei nicht nur um die problematischen gesellschaftlich-kulturellen Auswirkungen einer Verdrängung der nicht-englischen Landessprachen aus Wissenschaft und Lehre (Tolkiehn, 2020; Thielmann, 2020). Es stellt sich auch die berechnete Frage nach der Integration ausländischer Studierender (und späteren MitarbeiterInnen im Forschungsbetrieb), die in Gastländern ohne ausreichende Kenntnisse der jeweiligen Landessprache an Universitäten lernen und forschen. Mangelnde Sprachkenntnis gilt als wichtigstes Integrationshemmnis. Normativ orientierte Positionspapiere wie jenes des Arbeitskreises für Deutsch als Wissenschaftssprache sprechen sich daher radikal dafür aus, dass Studienangebote und Arbeitssprache für Studierende und Forschende in Deutschland Deutsch bleiben müssen (ADAWiS, 2019).

Neben der gesamtgesellschaftlichen Verantwortung der Wissenschaft auf Makro-Ebene betrifft die Frage der Mehrsprachigkeit bzw. der zunehmenden Bedeutung von Englisch auch die individuelle Ebene der WissenschaftlerInnen und ihres Karriereverlaufs auf der Ebene von Universitäten und von nationalen und internationalen wissenschaftlichen Organisationen. Schon seit geraumer Zeit besteht Konsens dahingehend, dass WissenschaftlerInnen die eigenen Ergebnisse (auch) in internationalen englischsprachigen Zeitschriften präsentieren müssen (Mocikat et al., 2009). Internationale Sichtbarkeit ist somit nicht Kür, sondern Pflicht. Dies führt jedoch zu unterschiedlichen Ausgangsbedingungen: WissenschaftlerInnen aus englischsprachigen Ländern, die in ihrer Muttersprache international publizieren und vortragen können, haben einen automatischen Startvorteil gegenüber KollegInnen und MitbewerberInnen mit anderen Muttersprachen. Englische Muttersprachler (native speakers) verfügen über mehrere Vorteile: neben einer elaborierteren Ausdrucksweise in ihrer Sprache sind dies eine schnellere Arbeitsweise (da Übersetzungen wegfallen), einfachere Prozesse in internationalen Review-Verfahren und Einsparung von Kosten für Übersetzungen oder *Proof-Reading*. Sie haben also einen erheblich geringeren Aufwand, um die notwendigen personellen, finanziellen und zeitlichen Ressourcen bereitzustellen (Flick, 2007). Vor diesem Hintergrund wird auch deutlich, dass junge WissenschaftlerInnen und der sogenannte „akademische Mittelbau“ – also Post-Doktoranden, AssistenzprofessorInnen, Senior Scientists und Senior Lecturers, sowie Projektmitarbeitende – stärker von Zwängen der Internationalisierung und Mehrsprachigkeit herausgefordert sind als InhaberInnen von Lehrstühlen oder anderen festen Posten. Während ProfessorInnen durch internationale Sichtbarkeit in erster Linie ihre wissenschaftliche Reputation ausbauen und sich als attraktive LeiterInnen von Forschungsgruppen positionieren können, sind ForscherInnen auf niedrigeren Karriere-stufen in der Regel mit befristeten Verträgen und unsicheren Aussichten konfrontiert.

Dies scheint in besonderem Maße auf Österreich und Deutschland zuzutreffen (Janger & König, 2020; Kreckel, 2013).

Für NachwuchswissenschaftlerInnen spielen Mobilität sowie internationale Publikationen, Vorträge und Sichtbarkeit im Rahmen von Qualifikationsvereinbarungen, Bewerbungs- und Berufungsverfahren eine zentrale Rolle. Dabei kommt in besonderem Maße zum Tragen, dass sich die Wissenschaft zunehmend einer Quantifizierung der Messung von wissenschaftlicher Qualität (Gädeke, 2021) verschrieben hat. Dazu zählen insbesondere eindeutige Identifikationsmöglichkeiten (z. B. die *Open Researcher and Contributor ID* [ORCID] auf Ebene der Forschenden und *Digital Object Identifier* [DOI] auf Ebene von Inhalten) und Indizes sowie die Bewertung von Publikationen durch Einflussfaktoren (*impact-factors*) von Fachzeitschriften, die zumeist englischsprachig sind. Problematisch ist dabei die Schwierigkeit, nicht-englischsprachige Zeitschriften in die entsprechenden Indizes (*Science Citation Index* [SCI], *Social Science Citation Index* [SSCI] bzw. seit Neuerem der *Journal Citation Report* [JCR] von Clarivate) aufnehmen zu lassen. Daraus folgt, dass Publikationen in einer (nicht englischen) Landessprache als weniger relevant angesehen werden. Den Mehrwert von Vielsprachigkeit in entsprechenden Indizes abzubilden, ist bislang nicht gelungen, obwohl durchaus Vorschläge dafür existieren. Ein prominentes Beispiel dafür ist die Idee eines europäischen Index für mehrsprachige wissenschaftliche Publikationen (Lehmann, 2012). In verschiedenen Wissenschaftsdisziplinen gibt es allerdings unterschiedliche Traditionen im Hinblick auf Publikationsstrategien, unabhängig von der Sprache. Während NaturwissenschaftlerInnen bei ihren Publikationen sehr stark auf Zeitschriften setzen, können in den Geistes- und Sozialwissenschaften auch (begutachtete) Monographien und Sammelbände große Reichweite erlangen und hohe Reputation einbringen. In dieser Hinsicht bestehen zudem Unterschiede, die mit den nationalen Wissenschaftstraditionen der verschiedenen Länder zusammenhängen. Dies führt zu Veränderungen in den Publikationskulturen; die zunehmende Fokussierung auf Faktoren, Indizes und englischsprachige Publikationen zur Beurteilung wissenschaftlicher Leistungen auch vielfach zu Kritik (Mocikat, 2009; Münch, 2011). Entsprechend haben sich bibliometrische Daten und die Quantifizierung von Wissenschaft inzwischen selbst zu Gegenständen der Forschung entwickelt (Roldan-Valadez et al., 2019). Doch nicht nur EinzelwissenschaftlerInnen sind von der Quantifizierung betroffen, auch Universitäten und Forschungsinstitute stehen in Konkurrenz zueinander, die durch verschiedene Rankings gefördert wird (etwa QS World University Rankings, 2022; Times Higher Education, 2022; Shanghai Ranking Consultancy, 2021). Dabei verfügen die verschiedenen Rankings über unterschiedliche Zielsetzungen und Schwerpunkte, etwa mit Blick auf Disziplinen, Forschung und Lehre. Doch auch in diesem Kontext nimmt Englisch als Wissenschaftssprache eine herausragende Stellung ein und beeinflusst die Rankings nachhaltig.

Fraglos handelt es sich bei den hier vorgebrachten Problemen und ihren Lösungsmöglichkeiten um eine bislang offene Debatte. Zu dieser will die vorliegende Studie einen empirischen Beitrag leisten. Es ist zu beachten, dass der generelle Diskurs – trotz

mancher Extrempositionen und sehr pessimistischer Prognosen – doch durchaus vermittelnd und integrativ verläuft. Sprachliche Internationalisierung einerseits, Beibehaltung und Beachtung der Landessprachen andererseits werden dabei von den allermeisten als gleichermaßen wichtig erachtet (Rösch et al., 2019).